

Sie sind bereits da, als ich ankomme. Domenico Anic ist in Begleitung seiner Frau Ute. Der erste Eindruck: aufgeschlossen, lässig, dezent. Er trägt Dreitagebart und fast ebenso kurze Haare, dazu Jeans, Pulli, Turnschuhe, auf dem Hemdkragen lese ich Ton in Ton eingepreßt JURA DIREKT; sie lässt die blonden halblangen Haare offen auf die Schultern fallen, ab und zu streicht sie sich eine Strähne aus dem Gesicht, wenig Schminke und Schmuck runden das natürlich elegante Bild ab.

„Am 24. Juni feiern wir unser 10-jähriges Firmenjubiläum mit vielen Gästen. Der Gedanke an ein Buch war schon immer da. Jetzt passt es alles zusammen“, beginnt Domenico zu erzählen. „Es gehören auf jeden Fall auch noch ein paar Stimmen der Führungskräfte und Mitarbeiter und aus der Familie ins Buch. Wir haben als Patchworkfamilie gemeinsam fünf Töchter. Um niemanden zu benachteiligen, ist es uns wichtig, dass unsere drei Töchter, die nicht in der Firma mitarbeiten, auch ihre Sicht schildern können. Meine Mutter hat bis vor ein paar Jahren immer noch gesagt, ich soll

mir mal einen gescheiterten Job suchen. Sie war noch nie in der Firma, das ist nicht ihre Welt. Jeder im Umfeld hat unseren etwas verrückten Weg aus seiner Perspektive ganz anders gesehen.“

„Und ich denke, mein Mann hat auch den Wunsch, mit seiner Biografie Menschen zu helfen, so wie es ihm geholfen hat, die Biografien erfolgreicher Persönlichkeiten zu lesen“, ergänzt Ute. „Also: Wie komme ich erfolgreich ans Ziel und kreierte dabei noch ein gutes Karma?“ Sie lacht. „Das heißt: andere nicht zu übervorteilen, den Wert der Mitarbeiter und ihrer Arbeit zu sehen. Ich glaube, das ist der bessere Weg zum Erfolg, als nur an Geld und Schnelligkeit zu denken.“

„Wir fangen einfach an, und dann wird sich das ergeben“, schlägt Domenico Anic vor und übernimmt. „Ich werde jetzt am 2. April 50, Ute ist 55, 10 Jahre Firma, fünf Töchter, mehrere Jubiläen. Alles geschafft.“ Aufgewachsen ist Domenico als Kind von Einwanderern. Seine Mutter ist Kroatin, sein Vater Italiener, die Großmutter Polin. „Mein Vater hatte – ganz klassisch – südlich von

München eine Pizzeria, meine Mutter hat bei ihm gearbeitet." So haben sie sich kennen gelernt und sind ein Paar geworden. Domenico weiß wohl noch aus Erzählungen, dass er als Knirps dort singend vor der Jukebox auf den Leergutkisten saß. Nach zweieinhalb Jahren trennten sich die Eltern, noch unverheiratet, nicht ohne Drama.

„Mein Vater hatte eine neue Frau und hat meiner Mutter sämtliche Papiere zerstört.“ In einer Nacht- und Nebel-Aktion flüchtete sie mit Domenico aus der Wohnung nach München – ohne Ausweis, Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis in den 70er-Jahren eine sehr schwierige Situation. Über Beziehungen und Behördenkontakte erhielt sie rasch neue Papiere. Zur großen Schwester aus der Ehe seiner Mutter in Kroatien hat Domenico Anic keine Beziehung. „Vor diesem Mann ist sie auch geflüchtet, weil er sie geschlagen hat. Das war zu der Zeit in Kroatien ganz normal. Meine fünf Jahre ältere Schwester wollte nach der Trennung meiner Mutter und meines Vaters zurück zu ihrem Vater nach Kroatien. Deshalb kennen wir uns kaum.“ Er

spricht lakonisch, fast sachlich über die persönlichsten Umstände, die er vertrauensvoll offenbart.

In einer winzig kleinen Wohnung fand Domenico mit seiner Mutter vorübergehend ein neues Zuhause. Gelegentlich ließ sich der Vater blicken, wenn er über Beziehungen die neue Adresse herausgefunden hatte, bis der Streit wieder eskalierte. „Im Prinzip waren wir immer vor ihm auf der Flucht und sind dauernd umgezogen“, erinnert Domenico sich. Das Gefühl, nie anzukommen, ständig unterwegs zu sein, die fehlende Sicherheit und Geborgenheit, die Atmosphäre von Aufruhr und Flucht prägen die Grundstimmung seiner frühen Kindheitsjahre.

Als er vier, fünf Jahre alt war, lernte seine Mutter einen neuen Mann aus dem damaligen Jugoslawien kennen, und seine jüngere Schwester kam zur Welt. Wieder gab es eine Trennung, wieder einen Umzug, diesmal mit zwei kleinen Kindern. „Meine Mutter musste sich immer um den Nachweis von Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis kümmern, um eine Drei-Zimmer-Wohnung zu

bekommen, die ihr wiederum die anderen Nachweise garantierte. Also hat sie die ganze Zeit über von zehn bis nachts ein Uhr gearbeitet, und ich war mit meiner kleinen Schwester allein und hab' sie versorgt, gewickelt, gefüttert und erzogen. Im Prinzip war meine Kindheit zu Ende.“

Unvorstellbar: Domenico, der selbst noch in den Kindergarten ging, brachte seine Schwester zur Krippe, holte sie wieder ab, übernahm Vater- und Mutterpflichten. Hinterfragen konnte er die Situation noch nicht. Spielen, einfach Kind sein, Unbeschwertheit – das gab es für ihn zu Hause nicht. „Das war normal. Zwischendurch war meine Mutter nur kurz da. Dann sind wir wieder umgezogen. In diesem Haus konnte ich auch mal zu den anderen Familien und Kindern auf dem gleichen Stockwerk oder hab' die kleine Freundin meiner Schwester noch mitgehütet. Es war etwas leichter, wie in einer WG.“ Als die Mutter einen neuen Job fand, nahm sie die Kinder kurzerhand mit, abends und am Wochenende ging sie putzen. „Wir haben von klein auf mitgeholfen und in den Restaurants

auch ordentlich Trinkgeld zugesteckt bekommen“, sagt Domenico Anic. „Es war einfach so, wie es war. Ich nehme die Dinge so, wie sie sind.“

Eine Haltung, die sein ganzes Leben geprägt hat.

Als Siebenjähriger durfte er bereits im Erdgeschoss des Hauses im Käseladen aushelfen. Die Szenerie, wie er als Knirps in die Kasse tippt und die Kunden sich amüsieren, hat er heute noch vor Augen. „Ich hab’ eine Mark am Tag verdient. Das war mein erster Job. Einmal hab’ ich mein Geld vor meiner Mutter versteckt und musste zur Strafe im Bett bleiben. Meine Mutter war verzweifelt. Sie hat es doch gebraucht“, weiß er noch. „Ihr Leben war ein täglicher Überlebenskampf.“ Mit dem Thema Geld und Arbeit kam Domenico so ungewöhnlich früh in Berührung.

Das Viertel, in dem er aufgewachsen ist, gilt heute als in und chic, damals, in den 70er-Jahren, war es in den Worten Domenicos „das totale Ghetto“. Auf dem Spielplatz kämpften Kinder und Jugendliche aus 30 Nationen um das Vorrecht des

Stärkeren auf der Straße: „Ich war extrem gut im Fußball und Basketball. Wir spielten immer nach Nationalitäten: Türken gegen Italiener, Griechen gegen Türken. Der Preis: eine Flasche Cola. Eigentlich endete es immer in Prügeleien. Ich hab' gelernt einzustecken. Die zehn, 15 Jahre älteren haben mich an die Wand gestellt und mir bis zum Erbrechen in den Magen geschlagen. Das nannten sie Ranger-Ausbildung. Später ging es darum, wer in welchen Laden einbricht“, erzählt er. „Schon damals war mir klar, dass die Schule die einzige Möglichkeit war, da rauszukommen. Und ich wollte es aufs Gymnasium schaffen. Denn auf der Hauptschule in unserem Viertel warfen sie Stühle auf die Straße und hängten die Lehrer aus dem Fenster raus.“ Als Rechenkönig und Einser-Kandidat durchlief er die Grundschule mühelos ohne Unterstützung von zu Hause. Seine Mutter hatte für Gespräche mit der Lehrerin sowieso keine Zeit. Nur als Domenico sich einmal eine Ohrfeige von einer Lehrerin einfing, kam sie in die Schule. Bis vor wenigen Jahren dachte sie noch,

er hätte das Gymnasium beendet, und hatte gar nicht mitbekommen, dass er nach der achten Klasse „gegangen wurde“.

Domenico war auf sich allein gestellt, klein, dünn, aber sportlich, schnell und wendig. Als er in der vierten Klasse von einem älteren Sonderschüler auf dem gemeinsamen Schulhof gepackt, an die Wand gestellt und verprügelt wurde, drehte er sich schnell und landete einen Glückstreffer. „Ich hab’ ihn so erwischt, dass er sofort flachlag. Damit hatte ich für den Rest des Jahres Ruhe, weil die dachten, dass ich das kann, obwohl ich nichts draufhatte.“ Seine Strategie von da an: Schneller sein, sofort handeln, gleich Stärke zeigen.

Nach der Schule ging es nach draußen, bis es dunkel wurde – das Umfeld: kriminell. Entweder hatte er die kleine Schwester im Schlepptau, oder sie blieb bei ihrer Freundin. In der Nähe des Hauses war ein großer Platz vor der Kirche, auf dem sich Rocker und Motorradgangs trafen. „Bring das mal dahin, gib das mal dem da“, hieß es, während man dem Kleinen Päckchen in die Hand drückte

und ihn ins Café Stöpsel, einen bekannten Drogenumschlagsort, schickte. „Wenn man davorstand, war man schon vom Geruch high“, sagt er. „Das wussten wir. Das war ganz normal. Mit 11 oder 12 hab' ich mein erstes Flaschendreher für einen Kuss auf den Stufen zur Kirche mit 13-jährigen Prostituierten gespielt“, erinnert er sich.

Als die Rocker auf dem Kirchplatz verschwanden, kamen die Pädophilen. „Vor allem einer, ein fertiger, ungepflegter Typ, saß da den ganzen Tag. Er hatte immer die neusten Videospiele und hat damit alle zu sich nach Hause geködert.“ Die Erinnerung steht ihm heute noch lebhaft vor Augen. Domenico greift zum Wasserglas, ringt um Fassung und sucht nach den richtigen Worten, während er mit den aufsteigenden Tränen kämpft. „Alle haben dann dort Videospiele gespielt. Was wir nicht mitbekommen haben: Während wir da waren und nachdem wir gegangen sind, hat er im Nebenzimmer einen Jungen vergewaltigt.“ Domenico weint. Schweigt. „Das Thema war uns gar nicht präsent. Wir haben alles im Nachhinein festgestellt. Der

Junge hat nie etwas verraten, war aus einer guten Familie. Er wurde immer stiller und später drogen-süchtig. Inzwischen ist er leider tot.“

Als die Jugendlichen herausgefunden hatten, was ihrem Freund passiert war, nahmen sie sich vor, das Unrecht öffentlich zu machen, sich zur Wehr zu setzen und den Pädophilen zu vertreiben. „Wie man in dem Alter so ist. Die Polizei war nicht unbedingt unser Freund. Wir haben jeden Tag vor seiner Tür die passenden Schimpfworte herumgeschrien, sodass es alle Nachbarn hören konnten. Wir haben versucht ihn in der Gegend schlechtzumachen, mit Kreide seinen Namen und sein Verbrechen auf den Kirchhof und an die Wände geschrieben. Irgendwann ist er weggezogen. Für den einen Jungen war es leider zu spät.“ Wir schweigen.

Domenico Anic hätte auch kriminell werden können. Was ihn davor bewahrt hat? „Ich sah wahrscheinlich aus wie ein Verbrecher und war in jeder Polizeikontrolle mit dabei, als ich den Führerschein hatte. Es war eine tägliche Gefahr. Es wäre

so leicht gewesen. Ich kann mir das bis heute nicht erklären. Es gab keine Erziehung, also gab es Selbsterziehung“, antwortet er. Keine Grenzen durch die harte Hand eines strengen Vaters oder die Ermahnungen zur Vorsicht einer fürsorglichen Mutter erfahren zu haben sieht er rückblickend als großes Glück an. Grenzen kennt er nicht. Alles, was ihm vorgelebt wurde, war: Arbeiten und Geld verdienen. Wenn seine Mutter nachts um halb zwei nach Hause kam, weckte sie die Kinder, machte mit ihnen Kassensturz und zählte das Trinkgeld. Die erste Schulstunde verschlief er regelmäßig.

„Sicher hätte ich kriminell werden und so schneller an mehr Geld kommen können, aber ich habe mich für einen anderen Weg entschieden. Einmal bin ich auf dem Weg zu einem Einbruch mitgegangen, aber vorher bin ich umgekehrt. Ich hatte einfach in mir den Wunsch: Ich will hier raus. Mit 12 habe ich mich selbstständig gemacht.“ Domenico Anic lacht spitzbübisch. Damals arbeitete er für fünf Mark in der Stunde im Lager des

Getränkeladens um die Ecke. Ihm fiel auf, dass ältere Kunden ihren Flaschenträger oft statt mit sechs nur mit zwei Flaschen füllten, weil sie nicht schwer tragen konnten. Also bot er sich an, sechs Flaschen nach Hause zu tragen und erhielt dafür eine Mark. *Das ist doch eine coole Sache*, dachte er sich auf dem Nachhauseweg. Seine erste Geschäftsidee war geboren. Er baute einen Getränkelieferservice auf, lieferte nachmittags und an den Wochenenden für 1,50 Mark gleich mehrere Kästen per Stapelkarre aus, holte die leeren Kästen wieder ab und verdiente ein Jahr lang plötzlich im Monat 400, 500 Mark. „Schwer verdientes Geld: Einmal habe ich 27 Kästen in den vierten Stock getragen“, erinnert er sich. „Bestimmt habe ich meiner Mutter etwas abgegeben, aber das war mein Geld.“ Er lacht.

„Er war ja quasi das Familienoberhaupt“, erklärt Ute, die bisher die Position der stillen Zuhörerin eingenommen hat. Dass er keine Grenzen und negativen Glaubenssätze in sich hatte, hat ihm sicher dabei geholfen, an sich zu glauben und sich

nicht selbst mit Verboten, Zweifeln und Beschränkungen zu belegen, meint sie.

„Das Leben prägt einen einfach. Ich seh kein Limit, es gibt für mich keine Grenze, und ich hab' keine Angst, nur um meine Frau und meine Kinder“, stimmt Domenico zu. „Da habe ich Glück. Ich könnte morgen bei Null anfangen. Wenn ich morgen alles verlieren würde, wär das eben so. Dann fang ich eben von vorne an. Ich bin geschäftlich unglaublich risikofreudig, probiere fast alles aus. Ich hab' schon viel in den Sand gesetzt und bin gut im Scheitern.“

Ute Anics Gesichtsausdruck spricht Bände. Ihr liegt es eher am Herzen, das Erreichte zu schützen, zu bewahren, zu mehren. „Für mich manchmal sehr schwierig“, formuliert sie vorsichtig und lächelt.

Domenicos Karriere als Getränkeliieferant endete plötzlich, als der Ladeninhaber ihn im Lager bedrängte. „Das ist mir immer wieder passiert“, sagt er. „Früher gab es in der Schwulenszene oft die

Konstellation älterer Mann und jüngerer Kerl. Als ich mit 16 im Café bei einem Einarmigen gearbeitet habe, konnte ich solche Szenen zwischen der keifenden Mutter des Jungen und dem zahlenden Sugardaddy beobachten, während mein Chef mir ins Ohr flüsterte, dass er sich nach Ladenschluss mit mir hinten in der Küche vergnügen würde. Sie stehen da und denken, Sie sind im falschen Film. Natürlich hab' ich sofort das Handtuch geschmissen.“

„Du warst eben ein süßer Junge mit deinen langen Locken“, wirft Ute ein.

Das Gefühl, latent immer in Gefahr zu sein, kennt Domenico von klein auf – Lebensumstände, die ihn innerlich wachsam, vorausschauend, bereit zur schnellen Reaktion werden ließen.

Domenicos Hoffnung, dass sich mit dem Wechsel aufs Gymnasium, das zwei Bushaltestellen entfernt lag, die Zustände für ihn verbessern würden, erwies sich als Irrtum. „Pustekuchen. Für die war ich der Asi aus dem Ghetto – und auch noch

Ausländer. Schon am ersten Tag hat mir jemand an der Tür ein Bein gestellt. Da ging der Stress wieder los.“ Seine Leistungen sackten sofort ab. In der siebten und achten Klasse nahm er zusammen mit einem türkischen Mitschüler die Außen-seiter-Rolle des langhaarigen Rebellen mit Cowboystiefeln an. „Wir sahen aus wie aus dem Jugendknast und hatten jeden Tag mit irgendeinem Stress. Wir haben im Unterricht gestört, provoziert, schlechte Noten gehabt. Ich konnte die Unterschrift meiner Mutter“, erzählt er. Nach der achten Klasse wurde ihm nahegelegt, die Schule zu verlassen, und Domenico wechselte auf die Realschule. „Ich bin gleich wieder durchgefallen. Das hat mich alles genervt und gelangweilt.“ Einen qualifizierten Abschluss der neunten Klasse machte er dennoch zur Sicherheit im zweiten Anlauf auf der Realschule. „Leider wieder eine schlechte Gegend. Die Realschule war drogenverseucht. Somit hab’ ich die neunte und zehnte Klasse quasi durchgekiffert und von Donnerstagabend bis Sonntag sehr viel Alkohol getrunken.“

Das war ganz normal, die Heavy Metal-Zeit“, stellt er unumwunden fest. „Und es gab immer Stress. Egal, wo ich war, hat mich nach ein paar Minuten immer jemand gefragt, warum ich so blöd schaue.“

Womöglich haben sein provozierender Blick und die arrogante Reaktion auf jeden Kommentar als Auslöser genügt, um den Schauplatz des Kampfeldes zu eröffnen. Dazu kam der Alkoholpegel, der ihn eher unempfindlich für Schmerz machte und ihn nicht klein begeben ließ, bis die Schlägerei losging. „Es war immer Drama, Action, bedrohlich“, bringt er es auf den Punkt. Am ersten Tag in der neunten Klasse, die er wiederholte, baute sich ein bulliger Mitschüler vor ihm auf und wollte ihn nicht durchlassen. „Pass auf, mein Freund, ich bin zwar klein, aber ich kann hoch springen, wenn du nicht sofort aus dem Weg gehst, liegst du auf dem Boden, so schnell kannst du gar nicht gucken“, sagte er ihm, fixierte seinen Blick – und gewann seinen Respekt. Die Strategie, als Erster die Fronten zu klären, schnell und wendig zu sein, ging

auf.

„Geld verdienen wollte ich natürlich immer nebenbei und hab’ weiterhin Jobs gemacht“, fährt Domenico fort. „Im Albenlager des Briefmarkenhauses, in der Gastronomie – leider bin ich immer wieder angemacht worden und dann gegangen.“

Sein einziger Freund aus gut situierten Verhältnissen, dessen Eltern eine Eisdiele führten und ein schönes Haus bewohnten, führte ihm eine andere Welt vor Augen, die Domenico Anic anspornte und in seinem Bestreben bestärkte. „In der Eisdiele hab’ ich auch gearbeitet und mit meinem Freund zusammen an der Isar aus der Fahrrad-Kühlbox Eis und Getränke verkauft. Es gab immer eine Einnahmequelle, die verhindert hat, dass ich etwas Illegales machen musste“, sieht er rückblickend.

Das eigene Leben – ein Extrem zwischen Licht- und Schattenseiten.

Domenico Anic schaffte die mittlere Reife und versprach sich selbst, am letzten Schultag den letzten Joint zu rauchen. „Und so war es auch. In der